

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Band: 34 (1893)

Artikel: Heimat und Fremde : Erzählung aus dem Volksleben

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

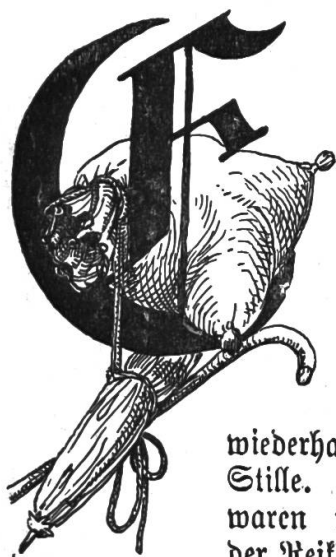
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimat und Fremde.

Erzählung aus dem Volksleben.

I.

Wie der Reitholder-Barthli seine Buben in die Fremde schickt und was ihm von der Zukunft träumt.



Es war ein kühler Oktobermorgen u. grauer Nebel lagerte sich düster auf den kahlen Matten. Auf der Straße nach Stansstad schritten drei schweigsame Männer rüstig einher. Unheimlich klapperten ihre schweren Pechschuhe auf der harten Straße und das Echo ihrer Tritte wiederhallte in der einsamen Stille. Die frühen Wanderer waren niemand anders, als der Reitholder-Barthli mit seinen beiden Buben, dem Chaspi

und Balz. Wenn sich einmal das Sprüchwort: „Wie der Aker, so die Kuben, wie der Vater, so die Buben,“ bewahrheitet hat, so war es sicher hier der Fall. Mit mächtig langen Schritten schlorpste der Barthli voraus, mit ebenmäßig langen Schritten schlampften die Buben ihm nach. Der Vater in seinem dünnen, verwaschenen Hirthemd, klapperte mit den Zähnen vor Forst, zähneklappernd folgten ihm Chaspi und Balz in der gleichen leichten Bekleidung, auf der noch nicht, wie heutzutage, fingersdicke und korallenbesäete Verzierungen zu sehen waren. Barthlis Hosen verriethen durch Stoff und Schnitt, daß sie nie hinter den Schaufenstern eines Modemagazins gehangen, in ähnlichen Ungethümen steckten die Beine der Buben. Nur in Einem Kleidungsstücke unterschieden sich Vater und Söhne. Während Barthlis vorwärtsgebeugtes Haupt von einer einst schwarzen, jetzt aber in's Grünliche spielenden Zipsfellkappe bedeckt war, deren Zottel taktmäßig bei jedem Schritt um seine Ohren plampfte, hatten die beiden Buben niedere Filzhüte schräg auf's Ohr gedrückt. Diese filzige Ausstattung und die grünen, vollgestopften Reissäcklein auf ihren Schultern ließen erkennen, daß Barthlis Söhne im Ze-

griffe waren, ihrer Heimath Lebemohl zu sagen und das Glück in der Fremde zu suchen.

Schweigend erreichten die Drei das See-gestade. Einige Marktweiber harrten dort bereits der Ueberfahrt, schon hatte der Fährmann den Rachen zum Abstoßen bereit. Chaspi und Balz reichten dem Vater schweigend die Hand und stiegen in's Schifflein. „B'hüet ech Gott!“ sagte der Barthli und gab dem Fahrzeug einen kräftigen Stoß, so daß es mit seinen Insassen bald im dichten Nebel verschwand.

Langsam trat der Reitholder-Barthli seinen Rückweg an. Er war in tiefes Sinnen versunken. Jetzt blieb er stehen, nahm seinen Stocken unter den Arm und reckte die dünnen Finger seiner Hände aus, wie einer der sich eifrig mit Rechnen beschäftigt. Wirklich der Barthli rechnete! „Wenn mir der Chaspi zum ersten Mal vierzig Franken schickt,“ murmelte er, „der Balz dreißig Franken, dann bezahle ich einstweilen die größten Schulden. Bald schicken die Buoben zum zweiten, zum dritten Mal Geld, jedes Mal mehr und im Austagen kaufe ich ein zweites Ruohli, vergrößere das Gädeli und . . .“

„He Barthli! Gibt's G'spanen?“ erschallte es plötzlich hinter dem erschrockenen Rechner. Barthli kehrte sich um und vor ihm stand der Weidhöstett-Marti, eine kräftige, untersekte Figur. Unter dem altmödischen Hute waren die schon stark in's Graue spielenden Haare sorgfältig über die Stirne herabgestrichen und vor den Ohren etwas steif nach vorn gekämmt. Zwei riesige Baternmörder hatten sich gleich Schildwachen an den glattrassirten vollen Backen aufgestellt und ein saubrer, grüner Fuchlitschoppen, der den kräftigen Oberkörper umschloß, verrieth den wohlhabenden Bauer.

„Wohin so früh, Barthli?“ fragte jetzt Marti. „Wieder deheime zu“, entgegnete zögernd der Angeredete. „Hab' meinen Buoben's Gleit geben, sie sind nach Frankreich verreist, um dort zu dienen.“ „Hast ihnen g'wiß schon einen einträglichen Posten?“ forschte der Weidhöstettler weiter. Barthli entgegnete etwas kleinlaut: „Ja schon! das heißt, der Megger-Nazi z' Luzern hat mir's hoch und heilig versprochen, daß er meinen Buoben apparti vornehme Plätze mit

grußig großen Löhnen zuhaben wolle. Zu ihm habe ich die Beiden g'schickt." „So, so — zum Megger-Nazi —!“ sagte der Weidhott-Marti kopfschüttelnd. „So, so, zum Megger-Nazi! Wie bist du mit dem bekannt geworden?“ „He, am Austagenmärcht, da hat mir der Nazi meine Geisfelle abgekauft und wie wir über das Eine und Andere geredet haben, da hat er mich auch g'fragt, wie viel Buoben, wie viel Vieh und Land ich habe. Wie ich ihm das Alles berichtet hatte, da hat er g'meint, meine Buoben hätten daheim zu wenig z'schaffen. Ich müsse mit ihnen fort. Im Frankreich drinnen seien die Schweizer-Küher ungeheuer g'sucht und können Lohn verlangen, schier was sie wollten. Ich solle meine zwei Ältesten doch in d'Fremde schicken, derenwäg könne noch öppis aus ihnen werden und mir und meiner Frau, dem Kathribabi können sie in den alten Tagen eine Hilf und zum Trost sein. Für einen guten Posten wolle er schon sorgen, er könne einem Duzend Burschen Arbeit und Brod verschaffen. Ja, ja, der Megger-Nazi wird schon sorgen. Dem kann man trauen. Das ist ein Mann, wie sie heutzutags dünn g'säet sind; meinst nicht auch, Marti?“

„Jäh, Barthli gib acht! Du könntest dich am End doch trumpiren und das recht wüest! Mir will die G'schicht nicht recht g'fallen. Der Nazi thut nichts umsonst, das weiß ich sicher. Und da in Frankreich drinnen soll auch nicht alles Anken sein. Jedenfalls spielt man sicherer, wenn man die Raß nicht im Sack kauft. Von Nazi wenigstens kaufte ich keine, und wenn ich sie noch g'schauen könnte. B'sunders im Frankreich drinnen wollte ich keinen Dienst. Schon viele junge Unterwaldner sind nur mehr in papiernen Schuhen von dort heimkommen, dazu noch krank und elend, weil sie die Kost und

's Glieder nicht haben erleiden mögen. Und mit der Religion und Sittlichkeit soll's in Frankreich auch nicht b'sunders gut bestellt sein, obwohl es ein katholisches Land ist. Ich meinte, daheim wär' auch noch etwas zu verdienen, und die jungen Leute wären nicht so vielen G'fahren ausgesetzt. Schon mancher ist aus der Fremde heimgekommen, krank an Leib und Seel — und ohne Geld im Sack!“

Diese Rede paßte nicht in Barthlis Ohr. Er konnte den Weidhott-Marti ohnehin schon längst nicht recht leiden, drum sagte er ziemlich unwirsch:

„Ja pah! 'S gibt Leute, denen es schon nicht recht ist, wenn wir arme Teufel einmal g'schnaufen mögen oder einen guten Schick machen. Was unter der Bank geboren ist, sollte niemals obenauf kommen. Gelt Marti! Wenn einer ein paar Ghüeli und ein mageres Stierli im Stall hat, so meint er schon, er dürf mit einem Geisburli nümme, rede.“

Der Weidhott-Marti fühlte den Stich, aber er ließ sich nicht aus dem G'reis bringen.

„Los Marti!“ sagte er ganz gelassen. „Ich an deiner

Stelle würde nicht aufbegehren. Vielleicht bist du einmal froh, wenn du deine Buben daheim bei einem hochmüthigen Küehbur unterbringen kannst.“

„B'hüet' is Gott,“ speizte der Barthli. „Ich wollte lieber, meine Buoben stürben mir unter Aug's, als daß ich sie einem hiesigen Schinderburli verdingen wolle.“

„Ich meinerseits,“ fuhr Marti fort, „mag's deinen Buben von Herzen gönnen, wenn's ihnen in der Fremde gut geht und wenn sie dir bald einen Chratten voll Napilöndli heimschicken können. Aber weißt, ich habe halt meine Ansichten und bei mir gilt der Grundsatz: Bleibe zu



Mit mächtig langen Schritten schlörpte der Barthli voraus.



Barthli sieht nichts von all' dieser Hinfälligkeit.

„Gauße und nähre dich redlich! Doch ich muß noch da zum Waisenbogh hinüber; komm gut heim, Barthli, leb' wohl!“ —

Mit diesen Worten schwenkte der Weidhospettler vom Weg ab und der Reitholder-Barthli warf ihm noch einen chybigen Blick zu, dann schlörpte er weiter. „Er ist ein Großhans und ein Reidkratten,“ brummte Barthli vor sich hin. „Der braucht mir nichts vorzuschreiben, der soll vor der eigenen Thüre wischen.“

Barthli war ärgerlich geworden und um seinen Arger hinabzuspülen, kehrte er expreß beim „Schäfli“ ein und bestellte eine Halbe Most. Drauf nahm er noch ein Schnäpschen und dann ein zweites, bis es Mittag und später wurde und Barthli endlich angeheitert aufbrach und seinem Heimeli auf'm Berg droben, dem Ob-tossenacher zusteuerte.

An eine steinige Halde lehnte sich ein arm-feliges, mit morschen Schindeln gedecktes Häuschen. Ein elendes Gädeli war daran angebaut. Das war Barthlis Stammsitz. Freundlich spielte das Sonnenlicht auf den rothbraunen Balken und den mürben Dachschindeln, hell erglänzte es in den in allen Farben schimmernden oder mit Papier verklebten Fensterscheiben. Geißen und Hühner tummelten sich einträchtig um den ordnungslos hingeworfenen Misthaufen und aus dem Stall ertönte das ungeduldige Muehen einer hungrigen Kuh.

Nicht viel hübscher als um Haus und Gaden sah es drinnen in der ruzigschwarzen Stube aus. Der mächtige Rachelofen war aus den Fugen gegangen und durch den löcherigen Fußboden sah man in den Keller hinab. Dem Tisch fehlte ein Bein, der Schabelle die Lehne, die Schwarzwäldeuhr war um einen Zeiger gekommen. Ob dem Dilträm steckte ein Kratten voll Pfandzettel und alle Ecken der Stube waren mit Spinnhoppfen eingefast. Das war Barthlis Sommer- und Winterresidenz.

Aber heute sieht der Barthli nichts, rein nichts von aller dieser Hinfälligkeit. Wie er etwas unsichern Schrittes auf sein Häuschen lossteuert, verwandelt sich in seiner Phantastie die

morsche Hütte in ein stattliches Bauernhaus mit einer langen Reihe von saubern Fenstern, einer mächtigen Vorlaube und gewaltigem Giebel. Aus dem elenden Stall wird eine prächtige Scheuer mit weitem Tenn, einem stolzen Einfahr und einer auf's beste eingerichteten Mosttrotte. Ein ganzes Senten der schönsten Kühe wandelt schwerfällig zur Tränke und vor dem Hause steht er selber, der reiche Barthli und raucht aus einer silberbeschlagenen Pfeife. Stolz blickt der Reitholderer auf all' diese Herrlichkeit und auf sein eigenes gehäbiges Bild — aber im Hui ist Alles verschwunden, denn unter der Hausthüre steht, nicht als Traumgebilde, sondern in voller Wirklichkeit 's Kathribabi, Barthlis nicht viel schönere Hälfte. „Ha g'meint, dui sygisch uf Paris verreischt!“ schätterte sie. „Sind jetzt d'Vuoben fort? — B'hüet' sie Gott, ich g'ich sie meiner Lebtag nimm: meh,“ schluchzte Kathribabi und hatte Mühe, mit ihrem Scheibenzipfel den Strom der Thränen zu trocknen. — Der Gedanke, daß Chaspi und Balz jetzt weit, weit fort in fremdem Lande seien, drückte ihr schier s' Herz ab. Lange, lange hatte sie sich g'sperret und mit allen Mitteln den Vater von seinem Plane abzubringen gesucht, aber umsonst. Seit Barthli mit dem Megger-Nazi geredet hatte, war jeder Einwand vergebens — die beiden Buben mußten fort, fort in die weite Welt, um nach ein paar Jahren als reiche Herren heimzukehren.

II.

Ein lang erwarteter Brief und ein unerwarteter Besuch.

Wochen sind vergangen. Der geplagte Reitholder-Barthli hat den schlimmen Martistag nochmals glücklich überstanden, obwohl die Pfändzettel ob dem Diliträm sich vermehrten, daß sie schier keinen Platz mehr hatten. Die Leute auf dem Obtoffenacher litten Noth, bittere Noth. Noch war kein Brief, kein Geld von den Buben aus der Fremde eingetroffen. Tag für Tag hatten 's Marieli und der Seppli beim Posthalter nachfragen müssen, ob kein Brief für den Reitholder-Barthli da sei — immer umsonst. Der Barthli war am Verzweifeln. Ein paar Klaster Holz, die er zufällig verkaufen konnte, brachten Geld in's Haus, aber der Schuldentreiber war auch schon da und wollte seinen Theil davon haben.

Wenn die Nachbarn fragten, wie's dem Chaspi und dem Balz in Frankreich drinnen gehe,

oder wenn am Sonntag nach dem Gottesdienste Bekannte den Barthli anredeten und wissen wollten, ob die Beiden noch nicht geschrieben hätten, dann war der Gefragte übel dran und kratzte in den Haaren. Zu lügen traute er sich nicht, aber 's ist einer kein guter Schütz, wenn er nicht eine Ausrede weiß. Drum sagte der Barthli einfach, seine Buben seien gesund und es gehe ihnen gut, sonst hätten sie gewiß schon längst geschrieben. Lang g'wartet, sei nicht g'chenkt und seine Buben pressieren mit dem Brief nur deßwegen nicht, um einen recht großen Haufen Geld mitzuschicken zu können.

Endlich, es rückte schon gegen den Austagen, da kommt der Seppli eines Tages ganz außer Athem aus der Schule heimgelaufen. Schon von weitem schreit er aus allen Kräften: „Ein Brief! ein Brief!“ Der Barthli wirft die Mistgabel bei Seite, pußt seine Hände an den Schirlezhosen ab und greift hastig nach dem Schreiben. Aber wie er auch den Brief lüpfet und ihn dreht und drückt, er g'spürt nichts von Geld, das drinn eingeschlossen sein könnte. Bismlich unwirsch ruft er seiner Frau, sie solle in die Stube hineinkommen. Die ganze Familie setzt sich an den Tisch. Nun wird der Brief geöffnet und der kleine Seppli muß ihn vorlesen, denn der Barthli hat 's Lesen nie gelernt und die Mutter kann nur Gedrucktes lesen, aber auch das nicht gar gut. Der Brief lautet:

„Lieber Fatter Bardli ich han sich Versprochen wann Ich ihm Frankreich Ungekohmen bin zu Schreiben. Daff Ich eich aich ein Geld schücke hattet ir aich gesagt, aber Ich hab keins da mich der meggernazi beschiffen hat und Mier ihm 20 franken haben gäben Müessen daff er uns ein posten zuogehabt, haben es aber nicht guot gebreicht. nazi hat uns aich gesagt wo Mier das bileht nemmen Müessen biß basel und ein Zeddel gegäben wo die Orte daraf standen. Halbi Zächni sind mier Abgefahren nach basel. Und von da nach Bessford. da muoßte Ich telligrafieren, daff sich der Her hat Müsten kennen zum abholen. Dann sind Mier gefaren biß Schomo wo mier fif stunden Warten muoßten aif den Van biß zum nechsten ort. Da hatt einer aif Uns Gwartet und zuo Urse-rem Her gefiert. der Her konnt deitsch sprächen aber den balz hat er Nicht wollen behalten Er brauch nid Zwee. der Balz ist vort Ich weis nid wohi. Ich sol fir den monat 30 Franken bekohmen aber Ich hab noch allerhand mießen

anschaffen und kann ich kein Geld schicken ich wil ich speter eins schicken. Ich hab Ein parr Schuh gekauft und eine Jacke und anderes mer, daß Man sich haben muß. Die Kost ist das man nicht Züben und nicht schmälen kann. Daß Raffi ischt ein Gschlämp nichts als nur Wasser und Milch. Ich trinke morgens Warme Milch von den Kühen, ohne das Es die andern wüssen. Wen Ich keine Milch im Stall trinke kann ich es nicht aushalten gießt mir den Toni im Laimboden und schücket mir ein Par neue hosen womit ich verbleibe eiter liebe Chaspi. Nothabeene, die hosen sol der schnider tor machen und nicht das schnider leni, das cha ja nid.“

Schon lange hatte Seppli den Brief zu Ende gelesen, aber Barthli saß noch immer stumm da und stierte in den Boden hinein. Kathribabi brieggete und jauselte, was wohl aus dem Balz geworden sei. „G'wiß ist er schon todt,“ schnuppsete sie, sonst hätte er sicher g'schrieben. Auf jeden Fall geht's dem guten Buob elend miserabel schlecht, wenn er schon z'Luzern b'schiffen und auf dem ersten Posten so tschigginiert worden ist. An all' dem bist du d'schuld, Barthli! Hättest du dem dunnerschießigs Megger-Nazi nie glaubt, dem verlogenen Hudel!“

„Und ich bin froh, daß die Buoben einmal zum Loch hinaus sind,“ entgegnete Barthli bitter, „du hast sie doch nur verzogen und verdauslet. Jetzt lernen sie einmal arbeiten und fremdes Brod essen und sind zufriedener, wenn sie wieder heimkommen. Es ist nicht nöthig, daß man ihnen eister tüchlet.“

Mit diesen Worten stand Barthli auf und ging in den Gaden. Den ganzen Tag war er chygig und ulhdig, Mutter und Kinder gingen ihm aus dem Weg, wo sie konnten.

Bald genug sollte Barthli auch von Balz und zwar aus dessen eigenem Munde Nachricht erhalten. Eines Abends nämlich, als er seinen „Tschägg“ und die Geißen gemolken hatte, schlich vom Wald hinter dem Hause ein zerlumpter Bursche heran. Hosen und Hirtshend waren zerrissen und der Hunger schaute dem armen Tropf zu den hohlen Augen hinaus. Kathribabi, das gerade am Brunnen stand, stieß einen Schrei aus, als es den Fremdling erblickte. „Barthli! Barthli! Chum ai!“ schrie es. „Der Balz ist da, der Balz g'wiß wahrhaftig!“

So war es. Wie ein Hund, der Prügel fürcht'et, nahte sich Balz schüchtern seinen Eltern,

streckte ihnen die Hand hin und sagte schier unter Thränen: „Ich hab's nümme aushalten können in der Fremde, 's hätt' mich umbracht. Will lieber daheim verhungern, als in der Fremde mein Brod essen.“ „Chum inä in d'Stubel!“ schmauzte Barthli, „chauft dinnä verzelle!“ „Gottlob, daß d' wieder da bist“, jubelte Kathribabi, die entzückte Mutter. „Chum Balzili, ich will dir öppis kochen, wirst wohl Hunger haben!“

Nachdem Balz bei einer schlegeldicken Mehlsuppe seine ermatteten Kräfte wieder aufgefrischt hatte, legte er den blechernen Löffel bei Seite und fing an zu erzählen:

„Ihr wißt noch, Vater, wie wir, nämlich der Chaspi und ich am selben Morgen von Stansstad wegg'fahren sind. Ich meinte, es müß mir's Herz zersprengen, je weiter ich kam und am liebsten wäre ich gleich wieder umgekehrt; aber der Chaspi hat nur g'lacht und mich g'söppelet. 's Lachen ist ihm bald vergangen. Schon in Luzern draußen sind wir schlecht weggekommen. Der Megger-Nazi hat uns zwar freundlich aufgenommen und uns eine Empfehlung an einen vornehmen Herrn in Frankreich und einen Zettel gegeben, auf dem alle Ortschaften verzeichnet waren, durch die wir kommen mußten. Dann kam er mit uns zur Eisenbahn und wir wollten einsteigen, gaben ihm die Hand und sagten: „Danki Gott!“ Aber holla, der Nazi war damit nicht zufrieden, sondern fing an aufzubegehren, wie ein Rohrspaz und meinte, er müsse auch g'lebt haben und könne den Länderlummeln nicht umsonst den Narr machen. Wir müssen ihm zwanzig Franken zahlen für die Auskurst, sonst lasse er uns hintern gheien. Ihr könnt euch denken, wie wir verklüpfen, als Nazi so redete und schon einem Landjäger winkte. Wir zahlten also die zwanzig Franken und sagten dem Megger-Nazi, er sei ein Schinderhund und ein verlogener Kärtli. Jetzt fuhren wir zum erstenmal Eisenbahn, das ging ganz hübscheli und doch so gleitig, ich kann euch gar nicht sagen, wie. Zerst hat es mir g'schüzelet, ich meinte jeden Augenblick, der Wagen müsse irgendwo anputtschen, an eine Mauer oder Telegraphstange oder in den See hinaus drohlen. Als erst noch ein anderer Zug uns begegnete und an unserm Wagen vorbeischnurrte, da wurde es mir himmelangst und bald hätte ich Fürrio gerufen. Da hab' ich daheim mit meinem Mist-schlitten doch besser aufgepaßt, daß er an einem abschlägigen Orte nicht umwarf; aber auf der

Bahn wird auf nichts geschaut, als auf's Fortkommen, nicht auf Töbel und nicht auf's Wasser. Doch, man kann sich an alles gewöhnen und so ging's auch uns.

Endlich sind wir z'Basel angekommen. Dort hat man unsere Reisfäcki g'visitiert, aber außer ein paar dünnen Birnen war nichts mehr drin zu finden; die Würst, die uns die Mutter eingepackt hatte, waren längst schon gegessen.

Jetzt gings nach Frankreich hinein. Wir kamen zuerst in eine Stadt mit einer großen Festung, weiß nicht mehr, wie sie geheißten hat. Von hier mußten wir telegraphieren, das hat 6 Franken gekostet und dann mußten wir noch

weit, weit fahren, hat auch etwa 20 Franken gekostet. Wir fingen an, Angst zu bekommen, denn wir hatten nur wenig Geld mehr, da uns der Megger-Nazi so schändlich betrogen hatte.

Endlich kamen wir an's Ort, von wo man uns, wie der Megger-Nazi gesagt hatte, abholen sollte. Da tranken wir

Kaffee, aber nur so G'schlemp, die Beckeli aber waren hübsch vergoldet.

Wie wir dasassen, kam auf einmal einer zur Thüre herein und fragte, ob kein Schweizer da sei. — Natürlich sagten wir gleich, wir seien solche, drauf hat uns der Mann mit großen Augen angeschaut und verwundert gefragt, ob wir zu Zweien seien. Wir sind darauf in sein Fuhrwerk eingestiegen und davongefahren. Es war schon ziemlich spät, als wir auf dem Gute unseres Herrn anlangten. Wir fuhren in einen Hof hinein, der war schier so groß, wie das Kloster z'Engelberg. Wir mußten zum Herrn, der deutsch reden konnte, wie ich bald genug

merkte. Als er uns sah, fing er gleich an, aufzubegehren: „Warum kommt ihr zu Zweien? Ich brauch nur einen, der andere kann machen, daß er fortkommt.“ Da habe ich gar grüseli angehalten, der Herr möge mich doch behalten und nicht fortschicken. Es half alles nichts, der Mann wurde immer chybiger, parlierte bald auf welsch und fluchte zu deutsch, daß es mir ganz g'schmeucht wurde. Zulezt sagte er, ich dürfe auf seinem Hof übernachten bleiben, er wolle mir dann am Morgen eine Empfehlung an einen benachbarten Gutsbesitzer mitgeben; das sei alles, was er für mich thun könne.

Mit diesen Worten lehrte er uns den Rücken



„Da ist's mir furchtbar schwer um's Herz geworden.“

war ein abgesperretes Kämmerlein, das sollte uns zum Schlafzimmer dienen. Chaspi und ich legten unsere Reisfäcki ab und machten uns bequem, so gut es ging. Bett war eines da, aber was für eins? Da waren über zwei Sagböcke ein paar Läden gelegt, darauf befand sich etwas Stroh und ein Spreusack. Chaspi schlief bald ein, ich aber konnte nicht schlafen. Ich dachte an euch daheim, und wie ich jetzt viel Stunden weit von euch entfernt sei und morgen auch noch den Chaspi verlassen müsse. Da ist's mir furchtbar schwer um's Herz geworden, ich habe angefangen zu brieggen, daß man die Hände unter meinem G'sicht hätte

und ließ uns stehen. Der Mann, der uns hierhergeführt hatte, ging mit uns zur Küche, da bekamen wir ein Nachteffen, aber kein nobles. Nachher führte er uns in den Stall. Ich habe ge- luogt, als ich da hineinkam und die große Menge Vieh, gegen ad,tzig Haupt, in zwei langen Reihen dastehen sah. In einer Ecke

waschen können. Oh, das war eine lange, traurige Nacht, die erste in der Fremde.“

Chaspi konnte schier nicht weiter fahren, so beelendete ihn der Gedanke an alles, was er seither ausgestanden. Die Mutter schluchzte laut, der Balzi war ihr immer lieb gewesen und jetzt war es ihm so grusig schlecht gegangen. Der alte Barthli aber murrte und schimpfte, sie brauchten wegen dem doch nicht zu pflennen; es sei g'scheider, sie gehen zu Bett und der Balz könne morgen berichten, wie es ihm weiter ergangen sei.

III.

Wie's dem Balz in Frankreich weiter ergangen ist.

Am andern Morgen, es war ein Regentag, fuhr der Balz, nachdem im Stall alles besorgt war, in seinem Bericht weiter:

„Die erste Nacht, die ich in Frankreich zu gebracht, war eine der längsten in meinem ganzen Leben. Am Morgen gab mir der Gutsherr eine Empfehlung an einen etwa 8 Stunden entfernt wohnenden Baron und Chaspi klaubte die paar Baken zusammen, die uns von der Reise übrig geblieben waren, und schenkte sie mir. So bin ich denn in Gottes Namen weiter gegangen und gegen Abend todmüd an dem neuen Platz angekommen.“

Der Baron, dem das Gut gehörte, wohnte fast nie auf demselben, sondern meistens in Paris, darum wurde ich an den sog. Verwalter gewiesen. Dieser sprach ordentlich deutsch, ich wurde sogleich angestellt und sollte monatlich 40 Franken Lohn bekommen. Ich hatte 26 Kühe zu melken, 1 Stier und 14 Kinder zu hüten und zu puzen, denn da muß alles glatt sein. Um 2 Uhr morgens hieß es aufstehen und gearbeitet wurde bis abends 8¹/₂ Uhr. Das habe ich schier nicht prestieren mögen, hätte aber doch ausgeharrt, wenn nicht noch etwas anderes dazu gekommen wäre. Ich bin halt nur zu ehrlich gewesen. Schon in den ersten 14 Tagen kam ein Metzger zu mir und trug mir Geld an, wenn ich einige Tage, bevor er zum Ankauf von Mastvieh erscheine, dasselbe recht schlecht füttere, damit es um so schlampiger aussehe und weniger gelte. Die Kopfnechte meinten immer, ich solle ihnen zu trinken zahlen, obgleich ich ihnen nichts schuldig war, und sie mir auch nichts bezahlten. Da wurden sie über mich taub, besonders einer, der hat Schang ge-

heißen. Das war ein abgefeymter Spizbuß, wußte sich beim Verwalter einzuschmeicheln und war bei ihm im Büchli. Wir andern Knechte, besonders ich, hatten böse Lebbig. Da hieß es immer, wir seien dumme Kerli, der Schang sei ein Muster, wie er, so müßten wir es auch machen u. s. w. Heimlich soff er mit dem Verwalter, sackte ein, was er konnte, und als ich einmal sagte, es sei nicht recht, daß er zur Sache nicht besser luoge und seinen Herrn betrüge, da sagte er mir grad in's Gesicht hinein, ich sei ein scheinheiliger Lappi und ein dummes Luoder. Eines Tages war dem Verwalter seine silberne Sackuhr, die ihm der Herr auf's Neujahr geschenkt hat, verschwunden. Das gab viel zu reden. Der Verwalter schaute mich mißtrauisch an und murrte in einem fort — ich merkte gleich, daß ihm der Schang eingeredet hatte, ich sei der Schelm. Das that mir furchtbar weh — aber was wollte ich machen. Plötzlich wurde mir gekündet; als ich fragte, warum und ob man mit mir nicht zufrieden sei, da schnauzte mich der Verwalter an und schrie, ich werde öppe schon wissen warum. Ich solle nur machen, daß ich fortkomme, so schnell als möglich, sonst wolle er mir einen andern über die Haube reifen. Ich packte ein, konnte aber meinen neuen grauen Tschoppen in Haus und Hof nirgends finden. Im Kästli aber, in dem ich meine Kleider aufbewahrt hatte, fehlten 6 Fünfliber, die ich euch auf Neujahr schicken wollte.“ „So! —“ brauste jetzt der Reikholder-Barthli auf. „So, auch das noch! Den Hagels-Spizbuoben hätte ich meine Meinung gesagt, den Hudlen. Ich hätte sie bei der Polizei verklagt. Aber du hast kein Kurasch, bist immer ein bluiigger Tscholi gewesen.“ — „Was wollte ich machen? Viele Hunde sind des Hasen Tod. Ich mußte froh sein, daß sie mich ungeschoren laufen ließen. Beweisen hätte ich doch nichts können und ein Fremder hat in Frankreich böß klagten. Drum ging ich. Jetzt wußte ich zum zweitenmal nicht, wo aus, wo an. Da kehrte ich zunächst wieder auf den Hof zurück, wo ich den Chaspi verlassen hatte. Aber der Chaspi war nicht mehr dort und der Herr begehrte heillos über ihn und die Schweizer auf. Da zäpfte ich mich und marschirte weiter, bis ich endlich nach langem Suchen wieder einen Platz fand mit 40 Fr. Lohn den Monat.“

Der Herr, bei dem ich nun diente, war unwizig reich. Angestellte hatte er einen ganzen

Häufen und alle wurden gut bezahlt. Anfangs gefiel es mir unmäßig gut, aber nach und nach merkte ich, daß hier auch nicht alles Anken sei. Als ich davon sprach, in die Kirche zu gehen, da lachten mich die Knechte und Mägde aus und sagten, das sei hier zu Land nicht der Brauch. Auf meinem ersten Posten war es mir nie möglich gewesen, den Gottesdienst zu besuchen. Am Sonntag hatten wir den ganzen Vormittag alle Hände voll Arbeit und Christenlehre wurde nachmittags gar keine gehalten. Mit der Sonntagsheiligung sieht's eben in Frankreich traurig aus und auch sonst nimmt man's dort mit der Religion nicht zu genau, obwohl es ein ganz katholisches Land ist. Die meisten Franzosen empfangen höchstens dreimal im Leben die hl. Sakramente, nämlich bei der ersten Kommunion, bei der Heirath und wenn's mit ihnen zum Sterben kommt. Damals hat mir ein Knecht gesagt, wenn man nur ehrlich sei, das sei die Hauptsache, dann komme man schon durch d'Welt. Man brauche nicht so exakt zu sein, wie man bei uns daheim ausgeben. Einmal der Herr nehme es mit dem Fleisshessen am Freitag auch nicht so genau, und mit dem sechsten Gebot schon gar nicht, und doch wolle er auch in den Himmel. So reiche Leute, die auf der Welt alles haben, was sie wollen, möchten es ja in der Hölle nicht verleben, auch wüßten sie nicht mehr alle zehn Gebote Gottes und die Kirchengebote auswendig, nur von den 7 Hauptsünden hätten sie fast keine vergessen. — Das hat mir nicht recht einleuchten wollen und ich hab' nicht glauben können, daß der vernünftige Christenmensch ungestraft ein so unbetetes Leben führen könne, wie das Vieh auf der Matte und, nicht zusammengerechnet, die Säue im Stall. Daß es bei Leuten, die keine Religion haben, nicht sauber aussieht, habe ich bald genug merken können. Die Mägde, welche im Stall Hühner und Schweine zu besorgen hatten, läuteten die Sauglogge, daß ich ihnen gern die Hand in's Maul g'schlagen hätte. Ueberall suchten sie mit den Knechten anzubinden. Auch mir flattierten die Hegen und manches gute Bißli aus der herrschaftlichen Küche wurde mir angeboten, aber ich wollte nichts davon wissen und wußte, warum. Alle ersten Monatssonntage war im Dorfe Tanz, da gingen die Knechte mit den Mägden auch hin — aber ich mochte nicht mithalten. Die Küchenmagd, das Luoder, strich

mir aber gleichwohl überall nach und wollte sich mir anhängen, — da machte ich kurzen Prozeß und zündete ihr mit der Mistgabel zum Stall hinaus. Jetzt hatte ich alles verspielt. Knechte und Mägde verschworen sich gegen mich und mir selber verleidete der Posten, so daß ich nicht mehr bleiben möchte und mich nach einem andern Platz umsah. So Jahr aus und Jahr ein keine Predigt, keine Christenlehre und nur alle Vierteljahr eine hl. Messe, da vergißt man nach und nach den lieben Gott und die Mutter Gottes und verlernt das Beten, und wird unter solchen liederlichen Leuten selber schlecht. Drum habe ich des Melkersuppen-Jäggl geschrieben, der bei Nansi eine unmäßig gute Stelle hatte. Er berichtete mir, ich solle nur kommen, er habe einen Posten für mich und das einen apparti fürnehmen. Da habe ich denn mein Bündeli gemacht und bin gegen Nansi zuo gefahren. Der Jäggl führte mich zu einem Gutsbesitzer, der war ein Baron und ein guter Herr, einmal noch katholisch. Er ging noch in die Kirche und auch wir Diensten mußten den Gottesdienst besuchen, was man sonst in Frankreich nicht antrifft. Hier wäre ich erschrecklich gerne geblieben und hätte euch gewiß über den nächsten Monat Geld heim schicken können, aber die Kost habe ich gar nicht verleben mögen. Vom schlechten Wasserkaffee, vom versalznen Speck und Sauerchabis bekam ich das Magenweh und vom Schlafen im Gaden auf dem nassen Heu die heiße Gliedersucht. Ich mußte nach Nansi in den Spital, der Herr hat mich selber hingeführt. Sechs Wochen lang konnte ich kein Glied verroden, und wie ich aus dem Spital kam, da hatte ich kein Geld, kein Fleisch und Blut und keine Kraft mehr. Jetzt begann erst recht mein Elend. Ich machte mich auf den Weg, einen Platz zu suchen. Zwei Tage später gab es Schnee und ich war nur schlecht gekleidet. Die Schuhe waren offen, so daß die Behen heraus schauten und der Schnee eindrang. Ich hatte ein einziges Paar Hosen und der Tschoppen war dünn und nicht gefüttert. Französisch konnte ich fast gar nichts, und so lief ich den ganzen Tag hungrig und sturn herum. Am Abend waren meine Schuhe mit Schnee gefüllt und meine Strümpfe bachnaß. Halb erstarrt vor Kälte mußte ich noch eine Herberg aufsuchen, wenn ich schon vor Müdigkeit fast umfiel und doch habe ich Leute, ja sogar Schweizer angetroffen, die mich nicht über Nacht behalten

wollten und mich wieder in's Wetter hinausjagten, wie einen Hund. Da hatte ich endlich genug Fremde, ein grenzesloses Heimweh befiel mich und ich wandte mich der Schweiz zu. Unter unsäglichen Bemühungen kam ich endlich hier an und ich gehe nicht mehr fort und wenn ihr mich mit einem Stecken davonjagt."

Balz hielt inne. Die Mutter schluchzte vor Mitleid mit ihrem Sohn, Barthli saß stumm und steif da und brachte kein Wort heraus. „Wie gern hätte ich euch etwas Geld geschickt“, sagte endlich Balz — „aber als ich etwas erspart hatte, wurde es mir gestohlen, den Monatslohn auf meinem zweiten Posten brauchte ich für die Reise nach Ransj und was ich dort verdiente, blieb im Spital zurück.“

Was wollte Barthli gegen all das einwenden, — kopfschüttelnd stand er auf und schritt schweigend in der Stube auf und ab, — seine schönen Träume waren zerronnen. —

IV.

Wie und wo der Balz wieder Knecht wird und wie der Barthli zu Geld kommt.

Balz blieb nun auf dem Obtoffenacher und arbeitete wie ein Roß, aber er hatte schlimme Tage durchzumachen und wurde von seinem Vater gehörig g'schurget. Was er that, war nie recht und Barthlis Schimpfen und Aufbegehren über den ungeschickten Tschogg-Balz dauerte vom Morgen früh bis zum Abend spät. „Du bist der dümmste Schlorpi, der auf Gottes Erdboden herumläuft“, brummte der Vater. „Jetzt begreife ich, warum man dich drinnen in Frankreich nicht hat brauchen können.“ Solche Reden thaten natürlich dem Balz grüßeli weh, oft stieg ihm das Blut in den Kopf, doch er würgte seine Täubi hinab und schwieg. Daß es aber auf d'Längi so nicht mehr gehen könne, sah der geplagte Balz gut genug ein; es mußte anders werden.

An einem Sonntag nach dem z'Abetessen strich der Balz vom Obtoffenacher weg und schlug den Weg nach der Weidhostett ein. Er hatte nämlich vernommen, daß der Weidhostett-Marti vor ein paar Tagen seinen Knecht davon gejagt habe, und so faßte er sich ein Herz und dachte, ich will wenigstens anfragen, ob man mich brauchen könne. Der Weidhostettler stand neben dem Gaden unterm großen Birnbaum. Ganz schüchtern fragte Balz, ob er vielleicht ein

Knechtli brauchen könnte. Natürlich wollte der Marti zuerst wissen, wer der Balz sei, woher er komme und was er könne. Er machte kuriose Augen, als er vernahm, Balz sei des Reitholder Barthlis Vuob und habe in Frankreich ein halbes Jahr lang als Knecht gedient. „Das wird öppis Rars sein“, brummte der alte Bauer, laut genug, daß es Balz verstehen konnte. „Mit Leuten, die in der Fremde herumgeleitschet sind, will ich nichts zu thun haben, und mit des Reitholder-Barthlis Vuoben am allerwenigsten.“ Dem armen Balz wurde es wind und weh um's Herz und er fing an, zu erzählen, wie miserabel schlecht es ihm in Frankreich ergangen sei und wie er es daheim beim Vater nicht mehr aushalten könne. — Er bitte drum der tugig Gotts willen, der Marti mög's doch mit ihm probieren. „Miera“, sagte endlich der Weidhostettler, „so kannst kommen, aber nur auf d'Prob, nach vierzehn Tagen wollen wir dann wieder miteinander reden.“

Wer war glücklicher, als unser Balz. Schon am nächsten Morgen packte er seine Habseligkeiten zusammen und verließ mit seinem Bündeli unterm Arm den Obtoffenacher. Am gleichen Tag bezog er seine Laube auf der Weidhostett und hing sein G'wändli an zwei Nägeln auf.

In der Weidhostett fühlte sich der neue Knecht bald heimisch, und doch sah es hier ganz anders aus, als auf dem Obtoffenacher. Der Marti war einer der wohlhabendsten Bauern der ganzen Gemeinde, sein Heimen eines der g'freutesten weit und breit mit Ried und Wald, Vorsäß und Alpig. Um's Haus herum herrschte die sauberste Ordnung, und drinnen war's heimelig und nett. Drei bereits erwachsene Töchter führten gemeinsam das Hauswesen. Von ihrer braven Mutter, der Weidhostett-Barbara, die vor wenigen Jahren gestorben war, hatten die Mädchen hausen und arbeiten gelernt und auch der Vater hatte sie nicht verwöhnt. Der einzige Sohn, Chlaus hieß er, arbeitete rüstig im Stall und auf dem Felde und ging im Sommer z'Alp. — Streng handhabte der alte Weidhostettler die Ordnung im Hause. Wie's sein Vater mit ihm gehalten hatte, so hielt er's mit seinen Kindern, da hieß es beten und arbeiten, sparen und hausen, ohne zu schinden und zu schaben. Der Marti mochte Buben und Meitschen eine Freude wohl gönnen, war aber Feind aller Verschwendung. Jeden Abend wurde gemeinsam der Rosenkranz

gebetet, der Balz war aber nümme recht dran gewöhnt. Das Wehwasserkesseli neben der Stubenthüre trocknete nie aus und am Sonntag ging der Marti mit seiner ganzen Familie zur Kirche. Geheuet wurde am Sonntag nicht, denn der Weidhösttler ließ am Samstag nicht mähen und kam doch nicht zu armen Tagen. Aus der Christenlehre durfte keines wegbleiben.

Der Segen Gottes fehlte dem Weidhöstt-Marti nicht, sein Wohlstand mehrte sich von Jahr zu Jahr. Manche gute Gält wurde im Stillen gekauft und im Unterg'schlachtli lagen ein Tschuppeli Kapilöndli in einer Schweinsblase für schlimmere Tage aufbewahrt. In dem Stübli ob der Küche standen große Kästen, gefüllt mit dürrn Birnen, Aepfelschnitzen und Zwetschgen, an der Wand hingen schwere Stränge Garn und dicke Wuppe selbstgesponnenen Zeugs lagen darneben.

Die erste Woche verlief für Balz ganz ordentlich; freilich mußte der Chlaus dem neuen Knechtli noch vieles zeigen, das er „läz“ gemacht, aber er that es nicht unter Schelten und Schimpfen, wie der Vater Barthli, und drum folgte ihm Balz gern. An's Frühaufstehen hatte er sich schon in Frankreich g'wöhnen können, aber mit dem Hirten und Melken hatte er es nicht so exakt genommen. Der Weidhöstt-Marti aber schaute seinem Knecht gehörig auf die Finger, sagte, so und so wolle er es haben; und der Balz bekam Respekt und nahm sich gehörig zusammen. Zwischen der Arbeit im Stall gab's noch allerlei zu werchen und zu rüsten, Mist zu mennen, Holz zu spalten. Chlaus ging dem Balz mit einem guten Beispiel voran und ermahnte ihn, wenn er kampen und lyren wollte. So mußte sich der neue Knecht manches ab- und anders angewöhnen, was ihm zuerst etwas hart vorkam, aber er fügte sich.

Am Sonntag nach dem Mittagessen sagte Breneli, das älteste Mädchen zu Balz: „Nimm mir dann nach der Christenlehre zwei Halbrödtli heim, 's geht ja in einem Gang!“ „Jäh“, sagte Balz in gedehntem Ton, „jäh — ich weiß halt nicht, ob ich in die Christenlehre gehe, bin ja am Morgen schon einmal z'Predigt gewesen.“ „Es thäte dir aber nichts schaden“, entgegnete Breneli, „wenn du auch zum Nachmittaggottesdienst gingest. Könntest noch öppis nachemachen von dem, was du in Frankreich drinnen z'wenig gangen bist, wirst deßwegen noch kein Gottli. Der Chlaus geht auch alle

Sonn- und Feiertage vor- und nachmittag zur Kirche.“ Das würgte den Balz, er wäre verfluemerisch gern in die Laube hinauf'gangen und ein wenig im G'wand auf's Bett gelegen — aber, dachte er, man kann einmal gehen, 's ist wegen dem Brodheimnehmen. Der Chlaus war an einem Götliwein, 's Breneli mußte gaumen, denn 's Franzli und 's Bethli waren mit des Dasterntonis-Christini auf Seelisberg wallfahrten gegangen. Von da an ging der Balz Vor- und Nachmittag z'Kirchen.

Nach vierzehn Tagen stellte der Weidhöstt-Marti den Balz als Knecht an, versprach ihm 80 Franken Jahrlohn und ein Paar Schuh zum Samichlaus. Zwar hatte er ihm noch allerlei zuzusprechen, meinte, er sollte beim Arbeiten öppis g'wehrter sein, und 's Fluchen bei jeder Kleinigkeit müsse er sich abg'wöhnen. Ferner solle er ihm keine Kameradschaften nachziehen, das Gezöck wolle er nicht haben und das d'Stubetengehen müsse er ganz unterwegs lassen. Der Balz nahm sich das alles schön zu Herzen und ließ sich immer besser an. Bald verstand er das Hirten so gut wie der Chlaus, seine Brennten und Eimer glänzten stets weiß gefegt und für's liebe Vieh sorgte er fast besser, als für sich selber. Der alte Weidhösttler hatte seine heimliche Freude daran, ließ aber nichts merken, 's Rühmen war nie seine Gewohnheit gewesen, aber am nächsten Gallustag besserte er Balzens Lohn mit 20 Franken auf.

Droben auf dem Obtoffenacher ging inzwischen alles seinen gewohnten Gang. Der Chaspi schrieb hie und da, aber selten, gewöhnlich verging ein halbes Jahr von einem Brief zum andern. Zur großen Freude Barthlis war endlich auch etwas Geld angekommen. Am Weihnachtsnachheiligtage, als der Reitholder-Barthli zur Kirchenthür heraustram, da stand des Posthalters Jakob draußen und sagte, der Barthli soll auf die Post überen kommen, es sei Geld für ihn da. Der Barthli war zuerst ganz vertattert, da gab ihm der Chropfli-Chaspi nebenzu einen Puff: „Geld sei auf der Post für euch da, ihr sollt's abholen. Es ist gewiß von euerem Chaspi!“

Jetzt wurde der Barthli lebendig, wie ein altes Stoßbärenrad holperte und schweibete er zur Post hinüber. Wirklich war ein Päckchen mit Geld da, Barthli schrieb seinen Namen mit zittrigen und hagstedenlangen Buchstaben in's Buch, das man ihm vorlegte und eilte

dann „was gisch was heisch“ dem Obtoffenacher zu.

Es waren zwar nur 50 Franken, die Chaspi schickte und Barthli hätte gern mehr, viel mehr gehabt. Aber der Chaspi schrieb, er werde später wieder etwas schicken und so war man zufrieden. Auch der Balz brachte von seinem Lohn ein schönes Stück seinem Vater, obwohl ihn dieser nie besucht hatte und es nicht verwerthen konnte, daß sein Bub beim Weidhöstett-Marti in Dienst getreten war. Barthli erinnerte sich nur zu gut an das Gespräch, das er mit dem Marti geführt hatte und seit der Zeit konnte er den Weidhöstettler nicht mehr ausstehen. Eines ist wahr, der Barthli verwendete sein Geld nicht schlecht. Zwar trank er noch gerne ein Most, auch ein Gläsli Schnaps, aber er ließ doch auch manches an seinem Haus und Gädeli zweg machen, neue Schindeln auf's Dach thun und die Löcher im Stubenboden ausbessern, aber ein zweites Kuohli anzuschaffen, wie er gehofft, das vermochte er noch lange, lange nicht.

Als Chaspi zum zweitenmal Geld schickte, fing dem Barthli der Kamm wieder zu wachsen an, besonders als ihm sein Bub mittheilte, wie er nun einen gar fürnehmen Posten habe. Immer häufiger besuchte der erfreute Vater die Wirthschaften im Dorf und saß oft lange im „Schäfli“ oder „Bären“. Natürlich sprach er da von Frankreich und von den 80 Kühen und Kindern in dem ungeheuren Stalle, wo der Chaspi schier allein Herr und Meister sei. Barthli las auch Chaspis Briefe vor, wenn er schon kein Wort lesen konnte. Der Seppli hatte sie ihm so lange vorlesen müssen, bis er sie auswendig wußte und wenn er hie und da in den Zahlen zu hoch griff, so machte ihm das wenig Skrupel.

„Das ist ander Wetter da drinnen in Frankreich,“ pflegte er gewöhnlich zu sagen, „Ander Wetter, als beim Weidhöstett-Marti, bei dem sich der Balz für ein g'rings Löhndli abschinden und z'tod arbeiten muß. Der Balz wäre sicher auch wieder nach Frankreich gegangen, wenn ihm nicht der Weidhöstettler den Kopf voll geschwätzt hätte: wie er an Leib und Seele z'Grund gehen müsse, wenn er wieder in die Fremde ziehe. Ich fürchte einmal für meine Buoben nichts, dafür hab' ich sie zu gut erzogen, der Weidhöstett-Lappi mag sagen, was er will.“

Fing der Barthli so zu reden an, so hatte er gewöhnlich schon ordentlich eingeheizt. Wenn er dann noch ein Schnaps oder zwei trank und endlich gegen den Obtoffenacher hinaufwackelte, da hing der Himmel wieder voll Baßgeigen und das Gadenhüsli wurde wieder zum Palast vor seinen prophetischen Augen.

V.

Wie der Chaspi heimkommt, in der Weidhöstett Besuch macht und dort verabschiedet wird.

Inzwischen war der Sommer des Jahres 70 gekommen, als plötzlich das schreckliche Kriegswetter über Frankreich und Deutschland losbrach. Im lieben Schweizerlande herrschte eine gewaltige Aufregung. Angst und Besorgniß ergriff die Herzen, als es am 19. Heumonath hieß, das Militär müsse übermorgen ausrücken und die Grenzen besetzen. Auch der Weidhöstett-Chlaus mußte den Tornister anschnallen und mit der Infanterie in's Züribiet und gegen Schaffhausen marschieren. Balz war mit seinen Plattfüßen glücklich dem Soldatendienst entgangen.

Bis hinauf zum Obtoffenacher schallte der Kriegslärm, dem alten Barthli kam die Sache doppelt bedenklich vor. „Was werden sie in Frankreich drinnen mit dem Chaspi anfangen?“ Mutter Kathribabi jammerte und jauselte, als wäre ihr Buob bereits schon von den bösen Franzosen erschossen.

Aber die bösen Franzosen hatten den Chaspi nicht todtgeschossen, denn dieser hatte Pech gegeben, sobald er Pulver roch. Er traute dem Wetter nicht und wußte zu gut, daß wer deutsch redete, damals in Frankreich nichts Gutes zu erwarten hatte.

Noch rechtzeitig kam er über die Grenze und eines schönen Morgens hieß es im Dorf drunten, des Reitholder-Barthlis Caspi sei heimgekommen und im „Schäfli“ übernachtet. Er berichte gar wunderbare Sachen von Frankreich, vom Napoleon, von den Türkos mit ihren Raketen auf den Tornistern, von den Kugelprizen und Hinterladern und der Preuß müsse und thue es auch verspielen, sie werden es sehen.

Mit Chaspi kehrte Freude und Jubel auf dem Obtoffenacher ein. Der alte Barthli kam fast aus dem Hüsli beim Anblick seines hübschen und geschiedten Sohnes, der schier nicht mehr deutsch, auf jeden Fall nicht mehr unterwald-

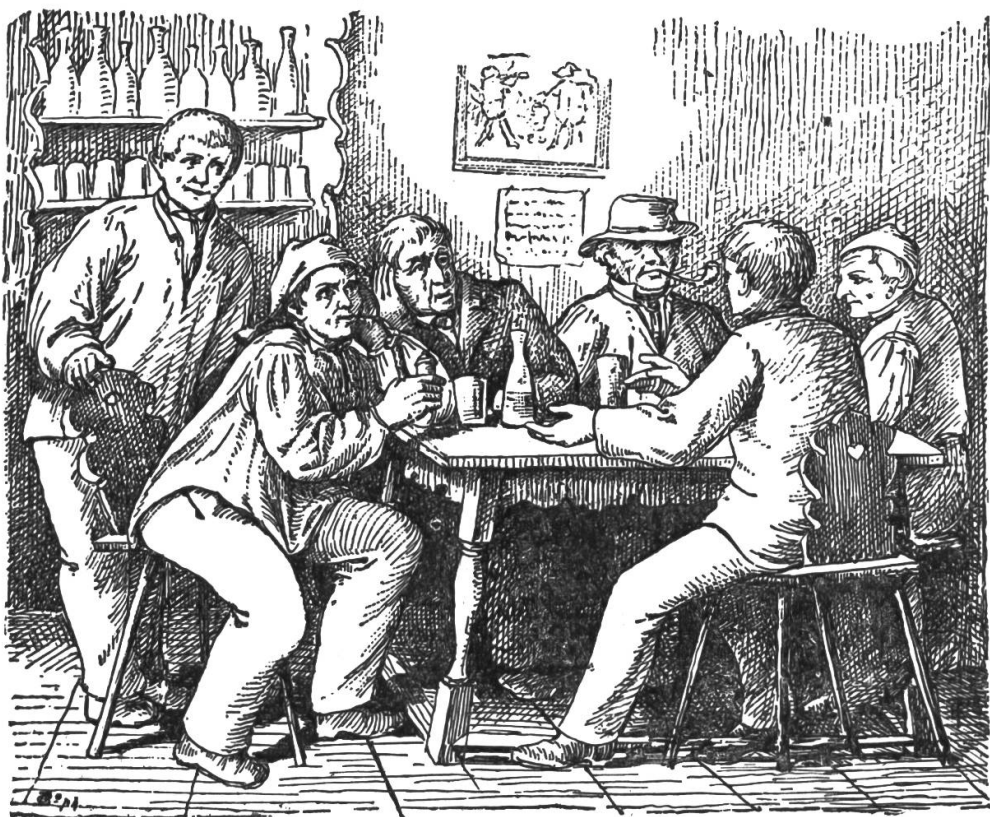
nerisch reden konnte. Kathribabi konnte ihren Erstgeborenen nicht genug g'schauen, so hatte er gewachsen und gehübschet. Der Seppli und 's Marieli aber fürchteten sich beinahe vor ihrem großen Bruder mit dem schwarzen Schnauz, aber alle hatten über und über zu losen, was ihnen der Chaspi b'richtete von Frankreich, von den reichen Herren, die dort seien, wie viel Vieh, Knechte und Mägde, Kasse und Schafe sie haben, und wie viel Geld es dort gebe, mehr als daheim Laub. „Ich habe auch Paris gesehen“ rühmte Chaspi, „das königliche Schloß und den Platz Karussel und bin in den Tschamp Elise gewesen,

wo die General ausreiten und die reichen Herren sechs-spännig ausfahren mit Kösselen, die glänzen noch fast mehr, als das goldige Geschirr, das sie anhaben.“

Natürlich kam Barthli bald auf die Hauptsache zu sprechen und wollte wissen, ob der Chaspi nicht einen Laubsack voll Napilöndli mitgebracht habe. Der

Chaspi aber entschuldigte sich, er habe viel Auslagen gehabt, bis er neu gekleidet und eingerichtet gewesen sei, auch habe er einem Berner Geld entlehnt, der zu Hause ein Heimen kaufen wollte u. s. w. Der Reitholder-Barthli wurde nachdenklich und schüttelte den Kopf, der Chaspi aber fing von etwas anderem zu reden an und fragte, wie's dem Balz gehe, er habe vernommen, er sei beim Weidhöstett-Marti Knecht. „Freilich, so ist's,“ bestätigte Barthli und fing an über den Balz loszuziehen, daß es nicht mehr schön war. Getreulich stimmte Chaspi seinem Vater bei: „Der

Balz hätte nicht so schnell aus Frankreich heimzulaufen gebraucht, das sind Kindereien. Aber so geht's, wenn einer meint, er müsse wie ein Gottli leben und allen Heiligen die Füß' abbeißen. In der Welt draußen muß einer mitmachen und Fünfe grad sein lassen, wenn er zu etwas kommen will. Gerade so exakt braucht's einer nicht zu nehmen, wie's der Pfarrer in der Christenlehre haben will. Man muß ein Gleich haben, leben und leben lassen.“ „Bygott Chaspi“ lachte der Barthli, „dui heft Rächt! Wer eister ä chli hidäläd Wer eister ä chli siffäläd Hed eister ä chli Gäld, Chund lustig dur d'Wält!“



Chaspi wußte viel, viel zu berichten.

Barthli mit seinem hoffnungsvollen Ueltesten hinab in's „Schäfli“, da wollten einige Kameraden zusammen kommen und der Chaspi sollte ihnen von Frankreich und dem Krieg erzählen. Chaspi wußte viel, viel zu berichten und behauptete, was er sage, sei alles gewiß wahr. Eine Maß nach der andern spazierte auf und als Vater und Sohn nach Mitternacht dem Obtoffenacher zu wandelten, da kamen sie mehr als einmal neben den Weg.

So verging die Woche, es kam der Sonntag. Barthli hatte sich schon längst darauf gefreut, mit dem Chaspi in der Kirche aufzu-

Die Mutter machte zu solchen Reden kuriose Augen, der Seppli und 's Marieli aber verstanden zum Glück wenig davon.

Am andern Tag wurde viel darüber disputiert, wie man dies und jenes am Hause verbessern, da und dort einen guten Schick machen könne.

Gegen Abend aber ging der

stolzieren, aber der gute Barthli hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Schon leuchtete die Morgensonne durch's Laubenfenster auf Chaspi's Bett, als Barthli den Schläfer mahnte, es sei Zeit aufzustehen und in die Kirche zu gehen, es läute schon Wisi. „Was? Kirchengenhen?“ stöhnte Chaspi schlaftrunken. „Ich komme!“ Nach einer Viertelstunde kam der Vater wieder, „es habe schon zusammengeläutet, er solle doch machen und kommen.“ „Oh bien, geht nur Vater, — ich habe Kopfweh, kann nicht kommen!“ Mit diesen Worten lehrte sich der Chaspi gegen die Wand und ließ den Vater unter der Laubenthüre stehen. Am Freitag drauf war das Fest des Kirchenpatrons. Als die Mutter kam, ihn zu wecken, machte es der Chaspi wieder wie am Sonntag, drehte sich gegen d'Wand und blieb liegen. Mutter Kathribabi wollte aber gar nicht begreifen, daß ihr Bub nur an Sonn- und Feiertagen vormittags unwohl sei, z'Mittag wieder aufstehen und tubaken könne und am Abend es erleiden möge, über den Zehniartikel hinaus im „Schäßli“ zu sitzen. „Ich meine,“ schloß sie ihren langen Zuspruch, „du willst einfach gar nicht mehr z'Chilen und alles, was du sagst, sind nur faule, erlogene Ausreden. Das wird dir aber doch nicht Ernst sein, 's wär' ja 'ne Spott und Schand.“ Jetzt wurde der Chaspi taub und drehte sich um und rief: „Meinetwegen, aber ich gehe nicht zur Kirche. Das habe ich in Frankreich drinnen verlernt. Die Franzosen sind doch g'wiß auch katholisch und das fern, aber alle Sonntage in die Kirche zu laufen, ist bei ihnen nicht der Brauch. Ich bin schon drei Jahre lang in keiner Kirche mehr gewesen und wenn ich's so lange ohne Gottesdienst hab machen können, so wird's in Zukunft öppe auch gehen.“

Kathribabi schlug die Hände über'm Kopf zusammen, als sie ihren Chaspi so reden hörte; sie wußte sich nicht zu fassen. Eiskalt lief es ihr über den Rücken und die Thränen schossen ihr in die Augen: „Chaspi, Chaspi! Was du nicht sagst! Drei Jahre lang bist du in keiner Kirche gewesen, hast die Ostern nicht gemacht! Ist das möglich?“ „Natürlich ist es möglich,“ lachte Chaspi, „die Franzosen denken an so etwas nicht und unsereiner hatte dazu keine Zeit.“

Barthli brummte und müderlte, man müsse sich ja vor dem ganzen Land schämen, wenn's auskäme, daß der Chaspi so gar keine Religion

mehr habe. Es half alles nichts, der Chaspi blieb zu Hause, obwohl die Glocken so freundlich vom Thal herausschallten und zur Festfeier einluden.

Gegen Mittag hatte der Chaspi sein Kopfweh richtig wieder verloren, und am Nachmittag machte er sogar in der Weidhostett einen Besuch. Balz war aufrichtig erfreut, seinen Bruder wieder zu sehen. Er führte ihn überall herum, zeigte ihm Speicher und Stall und setzte sich zuletzt mit ihm auf's Bänkli unter dem großen Birnbaum. Chaspi that zuerst etwas vornehm und konnte nicht mehr recht deutsch, als aber der Weidhostett-Marti kam und die Beiden zu einem z'Züüsi einlud, verstand er das sofort und ließ es sich nicht zweimal sagen. Bald saß er mit Marti und Balz in der heimeligen Stube der Weidhostett, hinter dem schweren Tisch aus Nußbaumholz und vor ihm stand eine Maß Italiener und 's Breneli trug in saubern Tellern Käse und Brod auf.

Natürlich mußte Chaspi über Frankreich b'richten. Der Marti war g'wundrig, bei was für einem Herrn er gedient habe. „Ja, ich sage euch, das war ein Herr“, rühmte Chaspi. „Der hat mehr Vieh gehabt, als hier zehn Bauern zusammen. Sein Vermögen hat man auf wenigstens zehn Millionen geschätzt. Knechte und Mägde hatte er, weiß ich wie viele, drunter auch zwei Kutscher und zwei Gärtner. Im Roßstall waren die Wände mit lauter blauen Ofenkacheln überzogen und mehr als ein Duzend Pferde standen darin. Die meisten wurden nur für's Schesenfahren und zum Ausreiten gebraucht, für's Fuhrwerken standen noch 15 Pferde in zwei andern Ställen bereit. Die Madam ritt schier alle Tage zu Pferd aus, obwohl der Herr fünf nagelneue Schesen hatte.“

Der Weidhostett-Marti stand auf und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Daß Frauen ausreiten, kam ihm schier unglaublich vor, denn er dachte an seine Barbara selig und ihr bescheidenes Wesen. Das Breneli aber war neugierig geworden und fragte den Chaspi: „Wozu hat man dort das viele Vieh? Machen sie dort auch Käse? Ich habe gemeint, die könne man nur bei uns machen!“

Chaspi lachte hell auf. „Allweg machen sie dort auch Käse, aber nicht apparti guten. Mein letzter Herr hat ungefähr 80 Rüche gehabt und mehr als 300 Maß Milch täglich gemolken. Es wird nämlich viel Vieh gemästet und das

gibt wenig Milch. Die Milch wurde in eine benachbarte Dampfmolkerei gebracht, da machte man Maschinenbutter und magere Käse daraus.“

„Da wird scheint's viel mit Dampf gearbeitet,“ bemerkte der Weidhöstetler.

„Freilich, freilich! Fast alles wird mit Dampf betrieben. Meine Herrschaft hatte auch eine Dampfdreschmaschine. Die hat ungefähr wie ein Komödiwagen ausgesehen. Im Innern war das Werk, oben auf dem Kasten hat man das Korn eingelegt, unten kam das Stroh heraus und das schwere und leichte Korn, sauber gepuht.“

„Da hat ja niemand zu schaffen gebraucht, wenn alles so flug ging,“ sagte der Marti und lachte. Chaspi aber belehrte ihn eines Bessern.

„Zum Herbeischaffen des Kornes, zum Wegführen der Frucht in Säcken, zum Wegnehmen und Binden von Stroh und zum Fortschaffen des Puhstaubes waren über 30 Personen, Manns- und Weibsleute und 8 Pferde erforderlich. Beim Dreschen geht's da zu, wie wenn man mit einem Stecken in einem Waldhengstennest herumstört. Fern haben wir täglich etwas mehr als 1000 Garben gedroschen, das macht zusammen 200 Zentner reine Frucht. So ist's 16 bis 20 Tage mit Dreschen fortgegangen, obwohl es nur ein mittelmäßiges Jahr war, mit spätem Frühling und nassem Vorsommer.“

Der Weidhöstett-Marti schüttelte ganz bedenklich seinen grauen Kopf. Nein, das konnte er schier nicht glauben, was da der Chaspi berichtete. „Des Reichholders Vuob will dich zum Besten halten, dir einen Bären aufbinden,“ dachte er bei sich und sagte darum unwillig:

„Es ist freilich wahr, daß es in Frankreich drinnen viel reiche Leute gibt, aber 's Reichsein allein macht noch nicht glücklich. Nach meinem Dafürhalten ist ein zufriedener, religiöser Sinn das größte Glück, und gerade das scheint den Franzosen zu fehlen. Auch in sittlicher Beziehung soll nicht alles just sein, und es gibt Leute genug, die es gerade heraus sagen, der gegenwärtige Krieg in Frankreich sei eine Strafe Gottes für die dort herrschende Sittenlosigkeit und Sonntagsentheiligung.“

Als Chaspi das Wort Sonntagsentheiligung hörte, roch er den Pfeffer und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Bald darauf verließ der Marti die Stube. Nichts war dem Chaspi erwünschter. Der Wein hatte ihn immer frecher und gesprächiger gemacht und er forderte

's Breneli auf, mit ihm anzustoßen und ihm Bescheid zu thun. Es gäbe in Frankreich auch hübsche Meitschi, sagte er, die seien zwar nicht so schüch wie die hiesigen, aber die Unterwaldnermeitschi gefallen ihm doch zehnmal besser.

Mit letzterer Behauptung schien es Chaspi wirklich ernst zu sein, denn von jetzt an kam er fleißig auf Besuch in die Weidhöstett, aber ein Blinder hätte es sehen können, daß es dem Burschen mehr um Martis Töchter, als um den Balz zu thun war; besonders dem Breneli strich er nach, wo er nur immer konnte.

Inzwischen war der Weidhöstett-Chlaus aus dem Militärdienst zurückgekehrt, andere Truppen waren an die Grenze gezogen. Den Winter über ging alles seinen gewohnten Gang; Chaspi war nie in der Kirche, aber sehr oft im Wirthshause und in der Weidhöstett zu sehen. Der Weidhöstett-Marti fing an zu müderlen, daß der Chaspi immer da sei und den Balz „versume“ — der Chlaus aber beobachtete den frechen Besuch mit argwöhnischen Augen und das nicht ohne Grund. — Als der Frühling gekommen war, faßte Chaspi endlich den Entschluß, nach Deutschland zu verreisen, dort seien jetzt die Leute rar, sagte er, und es könne nicht fehlen, da müsse er einen guten Platz finden.

Vor seiner Abreise kam er nochmals in die Weidhöstett, um von Balz Abschied zu nehmen. Lange saßen die Weiden beisammen und Chaspi wandte alle Kraft auf, den Balz zu bereden, daß er mit ihm nach Deutschland komme. „Du mußt ja hier zu Land versuren, der Verdienst ist klein, trotz der strengen Arbeit und du bringst es dein Lebtag zu nichts.“ „Ich bin schon einmal in der Fremde gewesen,“ sagte Balz, „ich habe genug bekommen. Durchbringen kann ich mich hier ebenso gut, ja besser als anderswo. Hab' einmal die Eltern daheim grad so viel zu unterstützen vermocht, als du, trotz deines schönen Lohnes!“ „Wie meinst du das?“ brauste Chaspi auf. „Du hast keinen Grund, mir so öppis vorzuschwürzen. Hab' ich dir nicht in Frankreich drinnen den letzten Bagen gegeben, den ich im Sacke hatte? Aber so hat's das Hudelpack! Zuerst wird einem 's Geld abg'schwindelt und nachher kriegt man den Schuh. Jetzt hab' ich g'nug von dir; bist schon lang ein falscher Hund gegen mich gewesen und willst es scheint's bleiben.“ Mit diesen Worten verließ Chaspi den Stall, indem er seinem Bruder einen von Haß glühenden Blick zuwarf.

Gelassen setzte Balz seine Arbeit fort, als ob nichts geschehen wäre. Er moki die Kühe und ließ sie zur Tränke gehen. Gerade wollte er die letzte Kuh vom Brunnentrog weg wieder in den Stall treiben, da hörte er von drüben aus dem Bauernhaus lautes Gerede und drohende Scheltworte. Aus der Küche gellte ein Schrei, dann folgte ein lautes Gepolter, die Hausthüre wurde hastig aufgerissen und „toz auf toz“ rannte oder purzelte vielmehr eine dunkle Gestalt über die Stiege hinunter. Aus den Drohworten des Chlaus, die dem Scheidenden nachschallten, erkannte Balz nur zu gut, daß der also verabschiedete sein Bruder Chaspi sei.

Am andern Tag hieß es im Dorf, des Reitholder-Barthlis Chaspi sei nach Deutschland verreist.

VI.

Wie der Balz zu einem steifen Bein und zu einer reichen Frau kommt.

In der Weidhöstett schwieg man von Chaspi, weder Marti noch Chlaus noch irgend jemand ließ merken, was an jenem Abend vorgefallen war, man fürchtete, den guten Balz zu betrüben. Balz war wirklich im Hause allen aufrichtig lieb und wurde ihnen von Tag zu Tag lieber. Besonders Breneli mochte den bescheidenen, fleißigen Knecht gut leiden, wenn es auch weiter nichts merken ließ. Wer aber das Meitschi genauer beobachtete, der mußte bald sehen, daß der Balz bei ihm im Büchli war. Auch Balz mochte dieß vielleicht ahnen, aber er war zu schüchtern, als daß er sich je gegen Breneli vertraut gezeigt hätte. Konnte er für das Mädchen etwas thun, ihm einen Dienst leisten, so that er's freilich gern und mit freudig klopfendem Herzen, aber mit ihm zu scherzen, oder ihm gegenüber sich freier zu benehmen, das kam dem braven Balz nicht in den Sinn.

So vergingen Sommer und Herbst, bereits hatte auch schon der Winter seinen Einzug gehalten. Da ließ der Weidhöstettler ein Stück vom Lauwitoffenwald abholzen; die meisten Buchen waren gefällt und nun ging man an's Reisten. Es war ein bitterkalter Tag, alles Stein und Bein gefroren, der Boden hart wie Eisen. Chlaus und Balz begaben sich mit zwei Tagelöhnern, dem Reigel-Baschi und Bäzi-Franz an die Arbeit. Die beiden Tagelöhner ließen oben im Wald die Hölzer an; wie Pfeile schossen

die mächtigen Stämme in's Thal hinab. Chlaus und Balz standen seitwärts ziemlich weit vom Reistweg entfernt und schafften einige Hölzer bei Seite. Wiederum ertönte ein lautes „Huot, Huot!“ von oben herab, wieder raffelte und prasselte ein mächtiger Stamm über den Boden daher, als das Holz plötzlich vom Reistweg absprang und blitzschnell nach der Seite hin ausglitt, wo Chlaus ausarbeitete. Balz sah es. Laut schrie er auf: „Jesus Maria! huot, huot Chlaus, äs Hund äs Holz!“ Mit einem Sprung war Balz bei Chlaus, zu spät! Schon lagen die Beiden am Boden und der mächtige Stamm rollte über sie hinweg.

Als Balz wieder zur Besinnung kam, lag er im Bett; ein stechender Schmerz durchzuckte seine Glieder und mit Schrecken gewahrte er, daß sein rechtes Bein eingegipst und eingeschindelt war. Neben ihm stand Breneli mit rothgeweinten Augen. Allmählig wurde dem Kranken seine Lage klar, er besann sich wieder, was beim Holzreisten vorgefallen war und fragte ängstlich: „Wo ist der Chlaus?“ Breneli kehrte sich um, es vermochte die Thränen nicht zurück zu halten und verließ, laut schluchzend, das Zimmer. Balz wußte genug, auch über seine bleichen Wangen rollten reichliche Thränen.

Hart war der Schlag, der die unglückliche Familie in der Weidhöstett getroffen hatte, der einzige hoffnungsvolle Sohn in der Blüthe der Jahre dahingerafft — das war eine furchtbar schwere Prüfung. Nur christlicher Opfermuth und Ergebung in Gottes heiligen Willen vermochten den Vater und die Geschwister des Verunglückten noch aufrecht zu erhalten.

Mit Balz ging es langsam besser, zärtlich war man um ihn besorgt. Er hatte ja sein eigenes Leben nicht geschont, um dasjenige des verunglückten Chlaus zu retten. Aber noch mehr als alle andern war Breneli um den Kranken besorgt, stundenlang saß es an seinem Bette, um ihn zu trösten und zu unterhalten. Das entging dem Vater Marti nicht; er sah auch, wie Balz die Medizin von niemanden lieber annahm, als aus Brenelis Hand, und drum erwachte in ihm allmählig der Gedanke, ob nicht Balz sein Schwiegersohn werden und ihm so den verunglückten Sohn ersetzen könnte.

Endlich war Balz wieder hergestellt, aber er behielt für sein Lebtag ein steifes Bein, was ihn freilich nicht hinderte, seine Arbeiten wieder rüstig aufnehmen. Er war fast noch fleißiger

als früher, denn er sah, daß er den Chlaus zu ersetzen hatte, und wollte sich zugleich für die liebevolle Pflege während der Krankheit dankbar zeigen.

Am Tage, als für Chlaus die erste Jahrzeit gehalten worden war, berief der Weidhostettler nach dem Gottesdienst den Balz zu sich in's Stübli. Kurz und bündig sagte er ihm heraus, wie er schon lange bemerkt habe, daß Balz das Breneli gut leiden möge und wie auch Breneli ihm nicht abgeneigt sei. Balz habe nun bald fünf Jahre als Knecht bei ihm gedient, sich in allen Stücken gut aufgeführt und besonders für den Chlaus sel. schier sein eigenes Leben geopfert, darum sei er zufrieden, wenn er sein Tochtermann werden wolle.

Der Balz stand da, wie vom Himmel gefallen; vor Staunen und Freude wußte er kein Wort

hervorzubringen, aber Thränen, wie Erbsen so groß, rannen über seine Backen herab und nur mit Mühe konnte er endlich die Worte stottern: „Ich habe ein so großes Glück nicht verdient — ich bin ja nur ein armer Vuob — besitze nichts —“. Aber der Weidhostett-Marti ließ den Balz nicht weiter reden, sondern sagte einfach: „Nun mache du die Sache mit dem Breneli aus, ich glaube, es wird keine Schwierigkeiten haben und im nächsten Herbst soll die Hochzeit sein!“

Obwohl der Weidhostett-Marti im Rufe eines grüseli huslichen und häbigen Mannes stand, so sah er doch wohl ein, daß ein braver Charakter, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und wahre Zuneigung eines Mannes mehr werth sei, als Geld und Gut — und er hatte seine Wahl nicht zu bereuen.

Martis Plan konnte nicht verborgen bleiben, bald war es Dorfgespräch, daß des Reitholder-Barthlis Balz mit des Weidhostettlers Breneli versprochen sei. Es gab Neider genug, die dem armen Balz die reiche Frau mißgönnten. Geredet wurde, daß es keine Art hatte. Die Einen sagten, der alte Weidhostett-Marti sei nicht recht im Kopf, man sollte ihn vogten. Andere behaupteten, es sei nicht alles sauber, das Breneli müsse heirathen u. s. w. Kurz und gut, die braven Leuten wurden durchgehelt, daß es nicht mehr schön war.



Der Balz stand da, wie vom Himmel gefallen.

Nur Einer jubelte und prahlte in allen Wirthschaften herum, das war der Reitholder-Barthli. Auf einmal war der Weidhostett-Marti, über den er sonst immer geschimpft hatte, in seinen Augen ein Ehrenmann, wie kein zweiter, Balz ein Ausbund von Tugend, während er von Chaspi wenig oder gar nichts mehr sprach. Freilich, der Chaspi ließ auch immer seltener etwas von sich hören. Geld schickte er in der letzten Zeit gar keines mehr, während der Balz seinen Vater freigebig unterstützte. Da nun

auch der Seppli ziemlich herangewachsen war und dem Vater helfen konnte, so sah's auf dem Obtossenacher nicht mehr grad so schlimm aus wie früher, aber Barthlis geträumter Palast war noch nirgends zu sehen. Dagegen saß der Barthli immer häufig hinter dem Most, je näher die Zeit heranrückte, wo Balz und Breneli ein Paar werden sollten. Er fing wieder an Lustschlösser zu bauen, eines höher als das andere. Als er aber einstmals ziemlich spät in der Nacht und in hochbegeistertem Zustande seinem Obtossenacher zusteuerte, da that er einen Fehltritt und stürzte über den Rand des steilen Weges.

Seppli, beunruhigt über das lange Ausbleiben des Vaters, war inzwischen aufgestanden, um ihm entgegen zu gehen. Da fand er den Unglücklichen an einem Abhang halbtodt in seinem Blute liegend.

Ein paar Stunden später war der Reitholder-Barthli eine Leiche. Auf das Drängen des Weidhöstett-Marti erging über Barthlis sel. Hinterlassenschaft ein Schuldenruf. Der Güttenrodel verzeigte einen bedeutenden Eschuppen Schulden: alte und überalte Gutzinsen, die neue Kleidung, die der Chaspi hatte machen lassen, eine Rechnung vom Schäßliwirth, Alpzin für ein Kinderli auf Sinzgäu u. s. w.

Balz verchlüpfte nicht wenig, als er den Zeddel vom Obervogt las und holte sich zuerst Rath beim Weidhöstettler. Dieser antwortete in seiner trockenen Art: „Äh, was wollt ihr anders, als in Gottes Namen das Erb aus-schlagen. Ihr seid arme Buoben und könnt noch lange werchen und euch abschinden, bis ihr nur des Vaters Schulden bezahlt habt. Ihr habt für euch genug zu schauen, wenn ihr auch keine alten Schulden übernehmt.“

Balz war mit diesem Rath nicht tröstet, bedenklich stierte er auf den Boden, stand dann vom Ofenbänkli, wo er gesessen, auf und sagte fest: „Nein, Vater, das thue ich nicht. Den Vater lasse ich nicht als einen Lump unterm Boden, nein, das thue ich nicht! Leih mir 500 Franken, 100 Franken habe ich in der Sparnißkaffe zu Stans und wenn der Seppli die neuen Zinsen mit dem Obtoffenacher übernimmt, so übernehme ich die alten. Die Leute werden mit uns auch etwas Geduld haben und mit dem Schäßliwirth sollte man wegen seiner Anforderung noch reden können. Meinen Vater lasse ich nicht als Lump unterm Boden.“

Marti wollte nicht recht anbeißen und meinte: „Der Vater sel., tröst' ihn Gott! hätte manches ein wenig besser einrichten können.“ „Äh, Vater!“ sagte Breneli, „wir wollen geschehenen Sachen z'best reden, jeder Mensch hat ja seine Fehler und wir g'wiß auch. Der Barthli ist jetzt todt und wir wollen nichts mehr davon sprechen. Mich dünkt es schön vom Balz, daß er seinen Vater ehrt und dessen Schulden bezahlt, dafür hat er auch mehr Segen Gottes. Vater, gebt ihm doch die fünf-hundert Franken.“ „Ja, dem Balz will ich am End das Geld schon geben, wenn du zufrieden bist. Aber ich meine, es wär' g'scheider . . .“ „wenn

ihr ihm grad das Geld holtet!“ sagte Breneli und stieß ihn sanft gegen die Kammerthür, wo im Aufsaßkommoden Martis Geld verwahrt lag. Wirklich ging Marti in die Kammer und brachte dem Balz das Geld. „Ich danke euch z'tausendmalen“ sagte dieser und wieder rollte eine dicke Thräne über seine Backen herab. So übernahm Seppli den Obtoffenacher und Mutter und Schwester blieben bei ihm.

Im Spätherbst feierte Balz seine Hochzeit mit Breneli, der alte Weidhöstettler übergab dem jungen Paar sein Heimen und zog sich in den Ruhestand zurück.

VII.

Wie der Balz eine Reise macht und wen er mit heimbringt.

Wieder sind ein paar Jahre verflossen, schon reitet ein kräftiger, junger Bälzli auf des Großvaters Knien und ein kleines, munteres Breneli klettert an ihm herum. Ein glückliches Leben herrscht auf der Weidhöstett, die beiden jüngern Töchter sind glücklich verheirathet und Balz und Breneli hausen und arbeiten, daß dem alten Marti 's Herz im Leibe lacht. Da bringt eines Tages der Briefträger dem Balz einen Brief von Chaspi. Er enthält nur wenig Zeilen, aber schlimme Nachrichten genug. Chaspi schreibt, wie er in Deutschland krank und hilflos darniederliege, und wie er elend sterben müsse, wenn sich Balz seiner nicht annehme.

Jetzt wurde in der Weidhöstett Rath gehalten und Vater Marti um seine Meinung gefragt. Lange riet man hin und her, was zu thun sei, zuletzt wurde man einig, Balz müsse selber nach Deutschland reisen, sehen, wie's dem Chaspi gehe, und ihn unter Umständen mit heimnehmen.

So zog denn Balz wiederum aus seiner Heimat, diesmal als ein gemachter Mann, nicht um in der Ferne erst sein Glück zu suchen, sondern um es einem Heimathlosen in der Fremde wiederzubringen.

Gleich dem Rheinstrom, der in ununterbrochenem Laufe seine Wanderung aus dem Hochgebirge der Schweiz in die Niederungen Deutschlands unternimmt, verlassen Jahr für Jahr zahlreiche Schweizer die stillen Thäler ihrer Heimat. In den fruchtbaren Gegenden des Niederrheins findet man Hunderte dieser kräftigen Alpensöhne, die bei reichen Herren

als Stallschweizer angestellt sind. Wohl mancher hat sich durch Sparsamkeit und unermüdblichen Fleiß ein hübsches Stümmchen Geld verdient und ist nach ein paar Jahren freudig in die alte Heimat zurückgekehrt, um sich dort ein eigenes Heim zu gründen. Doch bei weitem nicht alle finden in der Fremde das erhoffte Glück. Dazu braucht es Leute von erprobtem, ausdauerndem Charakter und kräftiger Gesundheit. Nur zu viele unterliegen der anstrengenden Arbeit, der ungewohnten Lebensweise oder dem Heimweh. Türkische Krankheiten haben schon manches blühende Leben vor der Zeit dahingerafft und schon mancher einst lebensfrohe Jüngling ist mit gebrochenen Kräften und siechem Leibe in die alte Heimath zurückgekehrt, um dort ein frühes Grab zu finden. In manigfacher Gestalt tritt die Versuchung an die oft ahnungslosen Söhne der Alpen heran, in verschiedenartigen Tönen klingt der Lockruf zum Bösen, und wehe dem, der ihm nicht rechtzeitig sein Ohr verschließt.

Unter den Stallschweizern, die den zahlreichen Viehstand des Grafen von Blumenfeld besorgten, befand sich auch des Reitholder- Barthlis Chaspi. Doch suchen wir ihn umsonst bei der Arbeit auf dem Felde oder im großen Hofe. Ueber dem Stalle, wo gegen 60 Kühe am Darnen stehen, sind mehrere kleine Zimmer erbaut, die Wohnungen für die Knechte. In einem dieser elenden Kämmerchen sitzt Chaspi. Wir kennen den einst so kräftigen Jüngling kaum mehr. Er ist zum Gerippe abgemagert, auf seinen hohlen Wangen brennt ein scharf abgegrenztes Roth, ein sicheres Anzeichen der Lungenwindsucht. Sein trübes Auge stiert auf den Boden und von Zeit zu Zeit erschütteret ein hartnäckiger Husten seinen abgematteten Leib. Das Dunstwasser des aus dem Stalle aufsteigenden Dampfes tropft von der Diele auf's feuchte Lager herab und läuft über die kalten Gypswände, auf die der Schimmel seine schwarzen, schmutzgrothen und grünen Tapeten gemalt hat. Wohl war Chaspi einst einer der gesündesten und kräftigsten Stallschweizer, aber die übergroße Hitze in den Stallungen, die rasche Abkühlung beim Hinaustreten in's Freie vermochte er auf die Länge nicht auszuhalten. Die geringe, ewig gleiche Kost, versottener Chabis und versalzner Speck verdarben sein gesundes Blut. Zudem liebte Chaspi den Schnaps. Viel besser als das schwache Milchkaffee am Morgen, die Specksuppe z'Mittag, viel besser als Schwarzbrod und Handkäs gefiel ihm dieses Getränk. — Die Portion für's z'Müni und z'Käfi wurde jedem schon am Morgen verabreicht, aber bevor es Mittag wurde, war Chaspis Flasche schon leer. Da gab es aber Kameraden, die ihm für ein paar Bagen ihren Antheil abtraten, so bekam Chaspi Schnaps genug, oft mehr als genug. Auch mit den Mägden stand Chaspi auf vertrautem Fuß, und da er in Frankreich sowohl seine Religion, als die Sittlichkeit eingeübt hatte, so sank er tief und immer tiefer.

So wanderte Chaspi von einem Platz zum andern, nirgends hielt er es lange aus, nirgends wollte man ihn lange behalten und auch der letzte Platz war ihm bereits gekündet worden.

Traurig saß der Unglückliche auf seinem elenden Bett — was sollte aus ihm werden. Sein Geld war verbraucht, Aussichten auf einen andern Platz hatte er nicht, Gewissensbisse quälten ihn Tag und Nacht. In der Verzweiflung hatte er endlich dem Balz geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Was war aus den Sei-

nigen geworden? Waren sie vielleicht todt, oder hatten sie ihn vergessen? „Weinetwegen“ murrte er, „sie haben mich nie mögen, die daheim. Ich mußte in die Fremde, streng arbeiten, hungern und die Gesundheit aufopfern und schickte dem Alten immer noch zu wenig Geld heim. Hätte ich ihm nur brav Geld g'schickt, ihm wär's eins gewesen, wenn ich schon vor Hunger g'storben wäre. Aber so ein Narr war ich doch noch nicht. — Er kann selber schaffen, wenn er essen will. — Der Balz, der scheinheilich Hudel wird wohl den Alten unterstützen, hä, hä! Er hat ja am letzten Abend daheim mir genug vorgehalten, wie er Vater und Mutter mehr gebe, als ich.“

Die Erinnerung an den Abschied auf der Weidhöstett stieg wieder in Chaspi auf. Sein sieberglänzendes Auge blitzte in wildem Zorn aus den tiefen Augenhöhlen und ein blaues Roth färbte die hohlen Backen. Haß gegen die Seinigen, die doch mit treuer Liebe seiner gedachten, Unzufriedenheit mit sich selbst und der ganzen Welt kochte in seiner Brust — krank, elend und verlassen von allen Menschen — und von Gott! Von Gott? Den lieben Gott hatte er vergessen, ja den hatte er in der Fremde vergessen und damit den letzten Trost, die letzte Hoffnung verloren, die auch den unglücklichsten Menschen mit Ruhe und Frieden erfüllt. In Chaspis Herz hatte sich die rabenschwarze Nacht der Verzweiflung gesenkt. — Aber Gott hatte den Chaspi nicht vergessen und nicht verlassen. Das schlichte Vaterunser, das die kummervolle Mutter hundert und hundertmal für das Seelenheil ihres Sohnes zum Himmel schickte, hat den Thron der unendlichen Barmherzigkeit erreicht und auf die Erde herab senkte sich ein Strahl der göttlichen Gnade.

Wie Chaspi so mit unbeweglich trostlosem Blicke auf den Boden hinstierte, erschien — wahrhaftig ein Bote des Himmels — Balz unter der Zimmerthüre. Eine Zeitlang rührte sich dieser nicht von der Stelle, er war erschrocken beim Anblick seines Bruders — er hat ihn nicht mehr erkannt in dieser Jammergestalt. Allmählig aber sagte er sich, ging auf Chaspi zu und reichte ihm die Hand. „Guten Tag, Bruder. Dir geht's, scheint's nicht ganz gut. Die Mutter läßt dich grüßen; alle grüßen dich, die Mutter aber ganz apparti und läßt dir sagen, du sollst doch der Gotteswillen mit mir heimkommen.“

„Bist du's Balz? Grüß di! Hättest gestern schon kommen können, wenn pressiert und den Basler Nachtzug profitiert hättest. Aber es ist noch besser spät, als gar nicht.“ — Ein heftiger Husten unterbrach ihn, mühsam fuhr er fort: „Wenn ich in's Armenhaus muß, dann komme ich nicht heim, dann will ich lieber hier z'Grund gehen, 's wird wohl nicht mehr lang dauern. — Nun, es ist noch viel von dir, daß du selber gekommen bist, hätt's nicht erwartet. Sag', haben die Alten noch etwas z'Essen für mich.“

„Die Alten? Meinst wohl Vater und Mutter, entgegnete Balz. „Der Vater ist gestorben, 's ist schon fünf Jahr seither, tröst ihn Gott! Hast du den Brief nicht erhalten? Wir haben dir doch gleich geschrieben, die Mutter ist noch beim Sepp und Marie auf dem Obtoffenacher. Aber wenn du willst, so kannst du zu mir kommen in die Weidhöstett, mein Schwiegervater, der Marti hat nichts dagegen und 's Brena, meine Frau wird ein Luog haben, daß du g'wiß zufrieden bist; es soll dir nichts mangeln an Speis und Trank, Auf- und Abwart. Gottlob haben wir immer noch etwas



! Auf dem Bänkli vor dem Weidhöstetthaus sitzen zwei Männer.

’Effen gehabt und wenn unsere Kinder Segen Gottes haben und werchen und haufen, wie es jeder Mensch soll, so wird’s auch ihnen nicht mangeln.“

Chaspi sah den Balz mit unverständlichen Blicken an, als er so redete, aber das weitere Gespräch klärte ihm alles auf und etwas freundlicher, als im Anfang des Besuches sagte er: „Nun Balz, ich will’s probieren. Ich komme zu dir in die Weidhöstet, aber der heillose Husten macht mich ganz z’underuf. Vielleicht thut mir die frische Bergluft doch noch wohl, meinst nicht auch, Balz?“ „Wir wollen auf den lieben Gott hoffen,“ sagte Balz, „es kann alles wieder gut werden.“ Mit treuherzigem Blick legte er seine kräftige Rechte in die abgemergelte Hand seines Bruders. Ein paar Stunden später fuhren Beide der lieben Heimat zu.

* * *

Schon ist es Spätherbst geworden. Einer jener wundervollen Herbsttage, der mit seinem milden Sonnenlichte die gelb- und rothgeschmückten Wälder und die saftiggrünen Matten überfluthet, neigt sich zu Ende. Auf dem Bänkli vor dem stattlichen Weidhöstetthaus sitzen zwei Männer, ein kranker, abgelebter Mann und ein noch immer rüstiger Greis, Chaspi und der alte Marti. Die Grostkinder, der Bälzli und ’s kleine Breneli sind auch noch auf und klettern am Grostkätki herum. Zwar hat die besorgte Hausfrau Verena schon lang zum Aufbruch gemahnt, die kühle Herbstluft werde dem Kranken schaden, meinte sie, aber der Abend ist so mild und erquickend, daß Chaspi schier angehalten hat, noch ein wenig draußen bleiben zu dürfen.

Die Sonne sinkt und sendet nochmals ihren Scheidegruß auf Berg und Wald. Der Westen schwimmt in Gold und Feuergluth, die letzten Sonnenstrahlen blitzen durchs Laub der Nuß- und Aepfelbäume, die das Haus umstehen. Rings auf allen Matten klingen die Glocken der weidenden Kühe und aus der Ferne schallt das Jauchzen froher Aeppler. Jetzt verglimmt der Sonnenschein im Wipfel des Nußbaumes, eilig hüpfet er hinauf über Wiese und Wald, über Schluchten und Fliehen, um droben auf den Felsengräten noch eine Zeitlang fortzuleuchten. Im Purpurschein erstrahlt der Gletscherfirn, das wundervolle Alpenglühen — — horch, jetzt tönt vom Dorf herauf die Betglocke. Das Gespräch der beiden Männer verstummt — sie beten. Ja, auch Chaspi betet — betet heut zum erstenmal nach langer, langer Zeit den englischen Gruß. — Die Klänge der heimatlichen Glocken, die großartige Naturschönheit des Vaterlandes und der Gottesfriede, der sich über Berg und Thal gesenkt, sie haben die letzte Eiskruste geschmolzen, die sich um sein Herz gelagert hatte. Wie wunderbar, wie tröstlich wird es ihm zu Nutze, wo er wieder beten kann, wie in den Tagen seiner Kindheit, wo der fromme Gruß von seiner Lippe quillt: Begrüßt seist du Maria!

Langsam rinnt eine Thräne über Chaspis bleiche Wange und seine Hände sind noch immer krampfhaft ineinander geschlungen. Der kleine Bälzli schaut den kranken Mann verwundert an, dieser aber legt seine Hand auf das Lockenhaupt des Knaben: „Bälzli“, sagt er weich, „Bälzli, wenn du einst groß geworden bist, such’ dein Glück nicht in der Fremde, bleib’ deinem Lieben, schönen Heimatlande treu.“

Chaspi erlebte den Frühling nicht mehr, aber in seinem Herzen war es Frühling geworden, und der milde Hauch des Friedens war dort eingezogen. Mit Gott und den Menschen ausgeöhnt, starb er eines sanften Todes und fand sein Grab, wie er es gewünscht, in der heimatlichen Erde. — Das Glück aber wich nicht

von der Weidhohstett und auch droben auf dem Obstoßener wurde es immer mehr und mehr heimisch. Der greise Marti verlebte noch schöne Jahre im Kreise seiner Kinder und Enkel, noch oft erzählte er ihnen vom armen Chaspi, von seinen Verirrungen in der Fremde und seinem erbaulichen Sterben in der Heimat.



Praktische Verwendung der heutigen Hut- und Aermel Mode



mit Patent-
Aufsatz



als Regen-
schirm,



bei
Begrüßungen



bei Sturm

beim Einkauf
als Tragkorb

